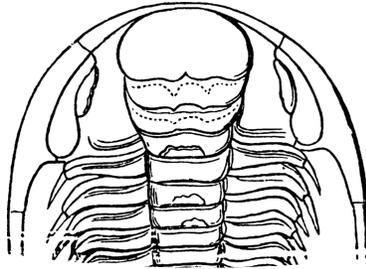






SCOTT THOMAS

DAS  
ASCHEMEER



DEUTSCH VON  
EVA BAUCHE-EPPERS

**WANDLER**  
VERLAG

Copyright © 2024 Wandler Verlag  
Alle Rechte vorbehalten

Wandler Weird 10

Deutsche Erstveröffentlichung  
Originaltitel: »The Sea of Ash« © 2011 by Scott Thomas

Innenillustration »Der Sechste Ozean« © 2024 by Björn Craig

Übersetzung: Eva Bauche-Eppers  
Lektorat: Michael Schmitt  
Korrektur: Eric Hantsch  
Satz/Layout: Eric Hantsch, Neustadt in Sachsen  
Gesetzt aus der Wittgenstein von Jörg Drees  
Titel- und Schmucksatz aus der Effloresce von Typodermic Fonts  
Druck: TZ-Verlag und Print GmbH, Roßdorf

Wandler Verlag  
18442 Wendorf  
[www.wandler-verlag.com](http://www.wandler-verlag.com)

ISBN: 978-3-948825-14-0  
60,00 €



## VORWORT DES HERAUSGEBERS DER US-AMERIKANISCHEN AUSGABE

Nie zuvor war mir das Universum so ungeheuer groß und ich mir darin so klein vorgekommen. Der Zufall? – das Schicksal? – eine höhere Macht? – hatten mir etwas offenbart, aber was? Etwas, entweder zu grauenhaft oder zu wunderbar für den menschlichen Verstand, um es zu erfassen.

Aus *Das Aschemeer*

In meiner Eigenschaft als Herausgeber des *The Lovecraft eZine* bin ich der Adressat vieler Bücher, in der Hoffnung an mich geschickt, dass sie mir gefallen und ich sie meinen Lesern vorstelle. Und viele davon sind großartig, keine Frage. Doch in den vier Jahren, die ich das *eZine* jetzt herausgebe, hat kein Werk mich so tief beeindruckt wie *Das Aschemeer* von Scott Thomas.

Scott überließ mir ein Exemplar seines Kurzromans, als wir uns im August 2013 beim NecronomiCon trafen (eine Veranstaltung zu Ehren von H. P. Lovecraft, die alle zwei Jahre in Providence stattfindet) und ich las es auf dem Rückflug.

An den Flug kann ich mich kaum erinnern, so gefesselt war ich von der Geschichte. Zugleich verstörend und betörend, ist sie eine individuelle Variation der Themen Lovecrafts und des »cosmic horror«. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, es ist eines der besten Bücher, die ich je gelesen habe.

Bei Interesse an der ganzen Entstehungsgeschichte von *Das Aschemeer*, lesen Sie das Nachwort von Jeffrey Thomas. Mir bleibt nur auf meine Feststellung hinzuweisen, dass ich bald herausfand, dass die Novelle noch keine große Leserschaft gefunden hatte, sie diese aber auf

jeden Fall verdient. Wenn Sie diese gelesen haben, werden Sie mir recht geben.

Es existiert eine Welt jenseits der Welt und das Universum ist nicht das, was es scheint. Blättern Sie um und es beginnt eine Reise, die Sie staunen lassen, erschrecken und begeistern wird.

Mike Davis  
Herausgeber von *The Lovecraft eZine*  
September 2014

# 1. DIE FRÜHEN JAHRE

Die Fotografie in gelb-bräunlichen Sepiatönen zeigt Dr. Albert Pond kurz vor seinem rätselhaften Verschwinden im Jahr 1920. Man kann sagen, dass er ein gutaussehender Mann ist, glatt rasiert, mit gleichmäßigen Zügen und Denkerstirn. Das dunkle, mit Brillantine geglättete Haar, trägt er in der Mitte gescheitelt. Ein ernsthafter Mensch, seriös, der einen Tick älter aussieht als vierundvierzig Jahre. Ich halte mir das Foto näher vors Gesicht und studiere seine Augen. Intelligente Augen, scharf blickend, aber auch müde, als hätten sie mehr gesehen, als dem Verstand und der Seele eines Menschen zuträglich ist.

Im Gegensatz dazu ist das Foto, das ich von seinem Wohnhaus gemacht habe, farbig und heiter, ein Schnappschuss im warmen Nachmittagslicht. Es war für mich wichtig, dort der Vollständigkeit halber zu beginnen. Mitte des 18. Jahrhunderts in Eastborough, Massachusetts erbaut, war es das Pfarrhaus der Gemeinde und Heim der Familie Whitman. Ein schönes Beispiel für den Georgianischen Kolonialstil, mit unter Spatzen begehrten Schornsteinen und der ursprünglichen, geklinkerten Holzverschalung, dutzendfach überstrichen von Generationen der Whitmans und den nachfolgenden Besitzern, den Ponds.

Dies ist meine rituelle Phase der Besinnung, dieses Am-Schreibtisch-Sitzen mit den Fotos, alle Reisevorbereitungen getroffen, die Koffer gepackt. Ich konzentriere mich auf mein Vorhaben, stimme mich ein. Jahre habe ich auf diesen Moment gewartet.

Jetzt gerade betrachte ich das einzige erhalten gebliebene Foto des Babys. Das dicke Papier ist vergilbt und brüchig, der linke Rand im Feuer weggeschmort – jener Teil, auf dem der Kopf des Kindes zu sehen war. Ausgerechnet. Der Körper des Kindes ist ein verschwommener Klecks, man erkennt, dass es nackt ist, dralle Gliedmaßen wie Würstchenpaare.

Es liegt in einem Nest aus zerwühlten Decken, wie in Dr. Ponds Aufzeichnungen beschrieben.

Von der Kindsmutter habe ich nie ein Foto gesehen, es heißt aber, sie wäre, anders als ihr Sprössling, außergewöhnlich schön gewesen.

\* \* \*

»Ich kann mir kaum eine alltäglichere Kindheit vorstellen«, sinniert Albert auf den ersten Seiten seines einzigen veröffentlichten Werkes. Und: »Vielleicht lag darin ihr besonderer Reiz.«

Genauso ließe sich meine eigene Kindheit beschreiben. Sie war angenehm unspektakulär, man könnte fast sagen, insular. Ich wuchs bei meiner Großmutter auf, nur vierdreiviertel Meilen vom Elternhaus des guten Doktors entfernt. Das erklärt zum Teil mein Gefühl der Verbundenheit mit ihm.

Großmama war eine Naturalistin. Wäre sie in London zur Welt gekommen, hätte sie sich wahrscheinlich den Ludditen angeschlossen. Als Gegenpol zu unserem langweiligen Vorgarten mit seinem braven Rasenquadrat, wartete hinter dem Haus ein paradiesischer Dschungel, geheimnisvoll und üppig grün, mit einer Überfülle an Blumen und Farnen. Er war ein lebendiges Lexikon der Botanik und Großmama kannte es auswendig, von A bis Z, wusste die Namen von allem, was dort wuchs und wucherte, sowohl die bildhaften, volkstümlichen, wie auch die gelehrten lateinischen Bezeichnungen, die sich für mich anhörten, wie Fragmente magischer Beschwörungsformeln.

Hingegen existierten meine Geschwister lediglich in meiner Phantasie. Pond hatte drei Schwestern, eine ältere und zwei jüngere. Samantha, Hope und Annie. Sein Faible für die Heilkunst manifestierte sich schon früh und er etablierte sich als kundiger Pupp doktor für seine Schwestern. Eine Kuriosität am Rande – Annies Lieblingspuppe (die, mit dem langen roten Echthaar), wurde, wann immer es regnete, am Fenster sitzend gefunden, das Gesicht nach Osten gewendet.

Im Anschluss an seine ruhige Kindheit studierte Albert Pond an den besten Universitäten und beendete sein Studium der Medizin summa cum laude. Ohne festen Plan für die Zukunft, ließ er sich die Küste hinauftreiben, wurde schließlich in Salisbury, Maryland sesshaft und eröffnete dort seine Praxis.

Im schneereichen Winter 1906 machte er die Bekanntschaft von Bethany Miller. Sie stand am Kai, schaute auf den Atlantik hinaus, beobachtete, wie die Boote unter einer immer dicker werdenden Schicht weißer Watte verschwanden und lauschte auf die Rufe der Möwen im Schneege-stöber.

An diesem silbrigen Nachmittag, bevor die Dämmerung aus dem Meer stieg und den Himmel flutete, schlenderten sie gemeinsam am Strand entlang, plauderten und lachten, unbekümmert vom Flockentreiben und den im böigen Wind schaukelnden Möwen. Pond schreibt später, sein Herz habe sich so froh und leicht angefühlt: »... wie das Herz des jungen Mannes, der ich einst war.«

Bethany war fünf Jahre jünger als er, mit seinen damals dreißig Jahren, wohlgerundet und blond, mit scheuen blauen Augen. Er machte ihr den Hof, bat nach einer schicklichen Zeitspanne um ihre Hand und den nächsten Frühling begrüßten sie als Eheleute.

Sie bauten das Haus in der Powell Street und im Sommer 1911 konnten sie einziehen. Es war ein typisches Haus im Queen-Anne-Stil mit umlaufender Veranda, Ziergiebeln, Türmen, Türmchen und Erkern. Bethany pflanzte schwelgerischen Sommerflor, Albert eine Hecke aus düsteren Stechpalmen.

Kinder sollten ihnen nicht vergönnt sein. Albert ließ relativ unverhohlen Ambivalenz in dieser Hinsicht anklingen. Die langersehnte Schwangerschaft endete mit einer Fehlgeburt und danach konnte Bethany keine Kinder mehr bekommen. Der Verlust warf einen Schatten auf ihr Gemüt, der bis zu ihrem Ende nicht mehr von ihr wich.

Jenseits des großen Teichs war Ende Juni 1914 in Bosnien der Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich und mit ihm seine Gemahlin er-

schossen worden, als sie in ihrem offenen Automobil von einer Inspektion der Truppen nach Sarajewo zurückkehrten. Der Attentäter war ein mit der politischen Situation hadrender Student. Das trockene Bellen einer Browning 1910, zwei Stückchen Blei, etwas Qualm und die Welt taumelte dem Ersten Weltkrieg entgegen.

Woodrow Wilson zögerte mit dem Kriegseintritt, bis die Deutschen anfangen, mit ihren U-Booten amerikanische Schiffe zu versenken. Albert meldete sich als Freiwilliger und überquerte 1917 den Atlantik, doch es dauerte Monate, bis die amerikanischen Streitkräfte aktiv ins Kriegsgeschehen eingriffen. Er war – natürlich – Sanitäter und seine Wirkungsstätte waren die Schützengräben. Er schildert die Verhältnisse dort in seinem Buch und aus dem, was er schreibt, lässt sich unschwer herauslesen, wie sehr das Kriegsgeschehen ihn traumatisiert hat. Erleben zu müssen, wie viele der Verwundeten trotz aller Bemühungen nicht gerettet werden konnten, muss für ihn als Arzt unendlich frustrierend gewesen sein, denn sein nüchternes Fazit im Buch lautet: »Eine Kugel ist mächtiger als das Skalpell.«

Die in Grund und Boden bombardierten, von Nebel- und Rauchschwaden durchwaberten Wälder der Argonne, waren Schauplatz einer der blutigsten Schlachten des Ersten Weltkriegs. Albert vergleicht das Grauen dort mit einem Schlachthaus und die Bilder in seinem Kopf verfolgten ihn noch jahrelang. Ein Traum insbesondere, sollte ihm schlaflose Nächte bescheren, auch nach seiner Rückkehr in das »Puppenhaus« in Salisbury.

Er schildert diesen Traum wie folgt: »Sobald ich die Augen schloss, sah ich ein riesiges Gesicht, das den gesamten Horizont ausfüllte. Es war das blutbesprenkelte Gesicht eines jungen Soldaten, die schmalen Lippen murmelten unablässig ›bluten ... bluten ... bluten‹.«

Als 1918 der Krieg seinem Ende entgegenstolperte, erreichte Albert die Nachricht vom Tod seiner Frau. Sie war beim Unkrautjäten von einer Biene gestochen worden, erlitt einen allergischen Schock und erstickte, allein im Garten und deshalb von niemandem bemerkt. Man fand sie mit

dem Gesicht in dem Beet mit Chrysanthemen liegend, an dem sie gearbeitet hatte.

Dr. Pond schreibt: »Mir ist die Verletzlichkeit des menschlichen Körpers mit brutaler Deutlichkeit vor Augen geführt worden und dennoch ist der meine unversehrt aus den Gefahren des Krieges hervorgegangen. Trotz all der Granaten, Bajonette und ratternden Schnellfeuergeschütze, sitze ich hier wohlbehalten und kann diese Worte niederschreiben, während ein im Grunde harmloses Insekt, nicht größer als eine Patronenhülse, meiner geliebten Bethany den Tod gebracht hat. Welch grausame Ironie des Schicksals und oh, wie diese Ungerechtigkeit mich quält!«

\* \* \*

Ich fahre nach Norden. Es ist »Tag Eins« und das Wetter ist vielversprechend – der Nebel in den Hügeln löst sich auf und macht Platz für Sonnenschein. Um diese frühe Stunde herrscht nur wenig Verkehr, meine eiligen Nachbarn sind überwiegend riesige Trucks. Ausnahmsweise ist mir heute sogar ein trinkbarer Kaffee gelungen – ich betrachte auch das als gutes Omen.

Ich denke über Ponds New England nach, während ich auf der Route 9 entlangrolle, »The Pike«, wie Großmama sie zu nennen pflegte. Ich versuche, mir die zu seiner Zeit weniger dicht besiedelte Landschaft auszumalen, die Architektur, die Automobile dieser Ära. Kurze Ausblicke auf pittoreske Landhäuser im viktorianisch verspielten, sogenannten Zuckerbäcker-Stil unterstützen die Illusion.

Die allerdings zerplatzt, wenn ich an den allgegenwärtigen goldenen Bögen vorbeifahre und den schimmernden Blechozeanen der Kundenfahrzeuge, die sich anbetungsvoll um gigantische Supermärkte scharren.

Krähen hocken auf und um etwas Kleines und Totes neben der Auffahrt zur 495. Bald gibt es links und rechts nur noch Bäume und lotrechte, bedrohlich wirkende Felswände, wo im Zuge des Straßenbaus das

Gestein weggesprengt wurde. Der Highway windet sich bergauf durch das überfüllte Lowell.

Es liegt eine graue Nüchternheit über dieser Stadt – selbst bei Sonnenschein überwiegt die Tristesse; das Gespenst dahingesiechter Industrien spukt in den Schatten verlassener Fabrikgelände.

Nach seiner Rückkehr aus Europa, begann Albert Pond wieder zu praktizieren. Er pflegte einige wenige, enge Freundschaften, aber im Großen und Ganzen führte er ein äußerst zurückgezogenes Leben, mit einem Hund als einzigem Gefährten. Nach den Kriegsjahren war sein Bedarf an Abenteuern gedeckt und er genoss das ruhige Gleichmaß seines Daseins in dem vertrauten Queen-Anne-Haus mit all seinen Erinnerungen. Doch inneren Frieden fand er nicht.

Nachts suchten ihn Bilder seiner Kriegserlebnisse heim oder es quälten ihn Alpträume von Bethanys Tod. Er sah sie steif und starr in dem knarrenden Schaukelstuhl am Fußende seines Bettes sitzen, das Gesicht eine Maske aus zerdrückten Blütenblättern und feuchter Gartenerde, welche die von der Grimasse eines qualvollen Erstickungstodes entstehenden Züge verdeckte. Etwas, wofür er dankbar war.

Im Laufe der Zeit wurden die nächtlichen Heimsuchungen seltener, das monströs vergrößerte Gesicht des Soldaten verblasste und verstummte und die zerdrückte Blütenmaske welkte und verging wie der Sommerflor, der einst Bethanys Freude und Stolz gewesen war.

Meine Erregung wächst spürbar, je näher ich meinem Ziel komme. Die Vorstellung, dass ich schon bald mit eigenen Augen das Haus sehen werde, von dem Ponds Reise ihren Ausgang nahm – der Wahnsinn! Nach ungefähr einer Stunde Fahrt verlasse ich den Highway und finde mich auf einer von Wohnhäusern und Geschäften gesäumten Straße wieder, passiere Tankstellen und all die anderen profanen Pilgerstätten der heutigen Zeit. Nicht lange und ich biege nach links in die Powell Street ein und halte am Straßenrand vor dem Queen-Anne-Haus der Ponds.

Ich weiß, dass ich hier richtig bin, denn ich kenne das Haus von einem Foto, Mitte der Achtziger für das wenig bekannte Magazin HAUNTS

AND WONDERS aufgenommen, das damals einen Artikel über den Fall Pond brachte. Tatsächlich habe ich mich bemüht, den Namen des Autors herauszufinden und mit ihm in Kontakt zu treten, musste aber leider erfahren, dass er 1993 verstorben war.

Der Anblick lässt tatsächlich an ein Puppenhaus denken, mit den steilen Dächern, zahlreichen Giebeln, Erkerfenstern und einem gemusterten Schindelfries zwischen der Verandaüberdachung und den Fenstern im ersten Stock. Natürlich hat es sich verändert. Die neuen Besitzer haben es grün gestrichen, mit weißen Zierleisten. An den Fenstern hängen Blumenkästen und irgendwann zwischen 1920 und heute wurde die düstere Stechpalmenhecke gerodet. Trotzdem, beim Betrachten des Hauses überläuft mich eine Gänsehaut. Dies ist der Ort, an dem alles begann.

Es war Mai, Dr. Ponds Tagebuch zufolge, falls ihm nicht sein Gedächtnis einen Streich gespielt und er die Jahreszeiten verwechselt hat, denn die Temperaturen sprachen mehr für Mitte November und das Meer war grau wie Asche. Als nicht-religiöser Mensch und deshalb keinerlei diesbezüglichen Verpflichtungen unterworfen, verliefen alle seine Tage nach einem angenehmen Ritual: Frühstück, die raschelnde Zeitung, ein Spaziergang mit seinem Retriever Rooney.

Der Strand lag verlassen da, abgesehen von den unvermeidlichen Möwen und Krähen, die wie die weißen und schwarzen Figuren eines Schachspiels auf dem Sand herumspazierten. Die Flut kam herein und brachte dunkle Regenwolken mit. Der Hund war es, der die nackte Frau entdeckte, die am Wassersaum lag. Albert hörte das Gebell und sah das Tier aufgeregt im Halbkreis herumhüpfen. Als er näherkam, sah auch er die Frau. Auflaufende Wellen überspülten die Beine und die untere Körperhälfte mit durchscheinenden, weißschaumigen Spitzenvolants.

Sie war jung und schön, das Haar auf ihrem Kopf so schwarz wie das Dreieck unten. Die geschlossenen Beine wiesen aufs offene Meer hinaus, die Arme waren ausgebreitet wie in einer Parodie des Gekreuzigten. Der Arzt eilte zu ihr hin und beugte sich über sie – sein erster Gedanke war, dass sie ertrunken sein musste, die Blässe ihrer Haut legte es nahe, sie

war fast so weiß wie die Gischt, die ihre reglosen Arme umschmeichelte. »Sie sah friedlich aus«, notierte Pond, »als würde sie schlafen.«

Bevor Albert an ihrem Hals nach dem Puls fühlen konnte, bemerkte er das leichte Heben und Senken ihrer Brust. Er legte die Hand an ihre Wange. »Ich sprach sie an und ihre Lider hoben sich. Nie zuvor und auch später nicht, habe ich in solch wunderschöne Augen geblickt. Es waren zugleich auch die dunkelsten Augen, die ich je gesehen habe.«

Die Frau musterte den Fremden ohne jedes Erschrecken, auch ohne jede andere erkennbare Regung. Pond fragte, ob sie sich bewegen könne und sie richtete sich langsam auf, das triefend nasse Haar schlängelte sich um Schultern und Hals wie Rinnsale schwarzer Tinte.

Er versuchte, ihr begreiflich zu machen, dass er Arzt sei und sie an einen sicheren Ort bringen werde.

Nachdem er ihr geholfen hatte aufzustehen, sah er die Mulde, die ihr Körper im feuchten Sand hinterlassen hatte, ein Abdruck ihres anmutig geschwungenen Rückens. Wellen überholten sich gegenseitig in ihrem Eifer, sich hineinzuschmiegen.

»Ich hüllte sie in meinen Mantel und geleitete sie zu meinem Haus, weg von den regenschweren Wolken und der grauen Einöde des Atlantiks. Glücklicherweise führte unser Weg nur an wenigen Häusern vorbei und da ich gewöhnlich lange vor meinen Nachbarn wach und tätig zu sein pflegte, blieben wir unbeobachtet.«

Der heftige Regen wartete, bis sie sicher im Haus waren. Er trommelte auf das Dach der Veranda und prasselte gegen die Fensterscheiben. Albert setzte die Frau auf das Sofa im Wohnzimmer und brachte ihr Handtücher, um sich abzutrocknen, aber sie saß nur da und schaute vor sich hin.



JEFFREY THOMAS

DAS  
FLEISCHMEER



DEUTSCH VON  
EVA BAUCHE-EPPERS

**WANDLER**  
VERLAG

Copyright © 2024 Wandler Verlag  
Alle Rechte vorbehalten

Wandler Weird 10

Deutsche Erstveröffentlichung  
Originaltitel: »The Sea of Flesh« © 2011 by Jeffrey Thomas

Übersetzung: Eva Bauche-Eppers  
Lektorat: Michael Schmitt  
Korrektur: Eric Hantsch  
Satz/Layout: Eric Hantsch, Neustadt in Sachsen  
Gesetzt aus der Wittgenstein von Jörg Drees  
Titel- und Schmucksatz aus der Euphorigenic von Typodermic Fonts  
Druck: TZ-Verlag und Print GmbH, Roßdorf

Wandler Verlag  
18442 Wendorf  
[www.wandler-verlag.com](http://www.wandler-verlag.com)

ISBN: 978-3-948825-14-0  
60,00 €

Ich glaube einfach, dass ein Teil von eines Menschen Selbst oder Seele, nicht den Gesetzen von Zeit und Raum unterworfen ist.

- C. G. Jung

# 1. DIE STADT DER HEXEN

Oft, wenn sie träumte – manchmal auch, wenn sie wach war, oder in der Selbstvergessenheit eines Orgasmus' – fand Dot sich an das Ufer eines seltsamen, lebendigen Meeres versetzt.

Ihre Mutter hatte sie Dorothy genannt, weil viele eingewanderte Vietnamesen es für besser hielten, ihren Kindern englische Namen zu geben, doch in der Schule war sie ständig gefragt worden, wo sie denn Toto gelassen habe und »kann man die Beine der Bösen Hexe des Ostens unter eurem Haus vorgucken sehen?«, woraufhin sie sich von ihrem dreizehnten Lebensjahr an kurz *Dot* nannte. Für ihre Mutter blieb sie Dorothy (oder XuXu oder Äffchen), doch ihr Vater sagte Dot, wenn er denn einmal Notiz von ihr nahm. Vielleicht hörte es sich für ihn vietnamesischer an.

In der Junior High hatte Dot einmal auf einem Formular, welches sie ausfüllen sollte, bei Rasse »Weiß« angekreuzt. Die Lehrerin sagte: »Nein, du musst das Kreuz bei ›Asiatisch‹ machen!« Dot wandte ein, sie wäre noch nie in Asien gewesen. Bei *Herkunftsland* hatte sie eingetragen »Vereinigte Staaten«. Die Lehrerin meinte, sie solle »Vietnam« schreiben. Dot entgegnete, ihr einziger Kontakt mit Vietnam hätte auf Google Earth stattgefunden.

Die weißen Kinder in ihrer Klasse hatten sie nie Schlitzauge, Fidschi, Japse oder Frühlingsrolle genannt; jedenfalls nicht so, dass sie es hören konnte. Hinter ihrem Rücken? Vielleicht. Ironischerweise waren es asiatische Kinder, die sie verspotteten und beschuldigten, »weiß« zu sein. Obwohl sie sich selbst in diese Kategorie eingeordnet hatte, hatte es sie, von dieser Seite kommend und in einem abfälligen Tonfall ausgesprochen, tief getroffen und auch verunsichert.

Wenn zu Hause ihre Mutter den Versuch unternahm, Vietnamesisch mit ihr zu sprechen, sagte diese jüngere Dot: »Ich spreche nicht Japa-

nisch.« Oder sie öffte sie nach, wie Amerikaner der ignoranten Sorte es taten und sich dabei unheimlich witzig fanden, mit »Ching, chang, chong« oder ähnlich albernen Kauderwelsch. Selbst heute noch, war Vietnam für Dot weniger real, als das Meer aus ihren Träumen.

In der Stadt, in der sie lebte – Salem, Massachusetts –, wurde Dot von Touristen, wie auch im Kollegen- und Freundeskreis, in erster Linie als Goth und erst dann als Asiatin wahrgenommen.

Bei der Arbeit musste sie die gleiche Uniform tragen, wie die übrigen weiblichen Servicekräfte im *The Pier* – weiße Bluse und schwarzer Rock –, deshalb sah man ihr die Zugehörigkeit zur Gothic-Szene nicht auf den ersten Blick an. Doch auch wenn sie ihr kurzes, zu Spikes hochgegeltes Haar nicht mehr Lila färbte (andere Goths erreichten das ihr von der Natur geschenkte Tiefschwarz nur mit Hilfe von Chemiekalien) und für die Arbeit einen nur dunkelbraunen oder dunkelvioletten Lippenstift benutzte, statt eines schwarzen wie in ihrer Freizeit, war sie an ihrem Schmuck, dem sie umgebenden schweren Patschuli-Duft oder auch nur ihrem distanzierten, versponnenen Wesen, als Goth zu erkennen.

Manchmal umrahmte sie ihre Augen dick mit Kajal, aber niemals, nie und nimmer, hätte sie sich, wie viele Asiatinnen, einen Lidstrich tätowieren lassen und erst recht nicht die Lippen pigmentieren, auch nicht zartrosa, wie ihre Mutter. Dot hatte sie gewarnt, wenn sie sich jetzt auch noch die Augenbrauen microbladen ließe, würde sie nie wieder ein Wort mit ihr sprechen. Manchmal hatte Dot das Gefühl, ihre Rollen wären vertauscht: sie, die schimpfende, vom Rennen im Hamsterrad des Lebens erschöpfte Mutter und ihre Mutter, das naive, unbeholfene Kind.

Dots beste Freundin auf der Arbeit, Erin, nannte sie »Goth-Chink«. Wieder war Dot nie in beleidigender Weise als »Chink« bezeichnet worden, es war das Etikett »Goth«, an dem sie sich mehr und mehr störte, genau wie als »Vietnamesin« kategorisiert zu werden.

Lag es an den Horden von Goth-Typen, die – besonders zahlreich im Herbst – die Straßen Salems heimsuchten wie Schwärme sich brüstender Krähen, Hexen in Samt und Seide, Silberschmuck auf dem uniformen Schwarz. Männer mit langer Haarmähne, offen getragen oder als Pferde-

schwanz, wie androgyne Vampire. Netzstrümpfe, gepiercte Augenbrauen und Lippen. So trieben sie durch die Straßen wie düstere Gewitterwolken. Wollten erschrecken, schockieren, provozieren. Signalisierten *schaut mich an, bemerkt mich* und bekundeten zugleich hochmütige Verachtung für den Rest der Menschheit. Sich spreizende Symbole der Individualität, während sie alle mehr oder weniger gleich aussahen, mehr oder weniger gleiche Musik hörten, Webseiten kreierte, die sie *Stimme aus dem Grab* betitelten oder *Der Hain der Einsamkeit*, vollgepackt mit Fotos von Friedhöfen (vorzugsweise mit Selfies vor den Grabsteinen) und Depri-Lyrik in purpurner Schrift auf schwarzem Hintergrund. Zugegeben, auch Dot hatte, als sie siebzehn war, eine Webseite mit ganz ähnlichen Inhalten gebastelt, sie aber schon seit Monaten nicht mehr besucht, geschweige denn, aktualisiert.

Sie konnte nicht einmal sagen, wie es dazu gekommen war, dass diese schwarzgewandeten Nachtschattengewächse den Begriff »Goth« für sich vereinnahmt hatten. Ihr persönlich fiel es schwer, diese modernen, Coffee-to-go statt Blut schlürfenden Vampire mit traditioneller Schauerliteratur in Einklang zu bringen.

Seit letztem Jahr oder sogar schon vorher, hatte sie angefangen, sich bekleidungstechnisch zu verändern. Keine Outfits mehr von *Hot Topic*. Sie entwickelte eigene Vorstellungen davon, wie sie sich kleiden wollte. Ihre Mutter, eine Künstlerin an der Nähmaschine, hatte ihr geholfen, ihren Sachen einen individuellen Style zu verleihen, und doch den Gothic-Touch beizubehalten. Sie mochte den Look nach wie vor, aber in einer dezenteren Form als die meisten anderen jugendlichen Einwohner Salems.

Zu ihrer beginnenden Abnabelung gehörte auch, dass sie sich nach anderer Musik umhörte. Ihre Begeisterung für die geniale Band *Dead Can Dance* – ein langjähriger Favorit der Szene – mit ihrem von Musikstilen aus aller Welt inspirierten Werk, hatte sie veranlasst, sich für aktuelle Musiker aus dem Mittleren Osten oder Indien zu interessieren, Künstlern wie Natascha Atlas und Alben mit Titeln wie *Xtra Hot Hindi*

*Mixes*. Auf dem Weg zu und von der Arbeit kreiselten auf ihrem tragbaren CD-Player wieder und wieder Lustmords *Metavoid*, *Poe's Haunted* (diese CD teilweise beeinflusst von dem Roman *House of Leaves*, verfasst vom Bruder der Musikerin), *Julie Cruise's Floating Into The Night*, sowie die Soundtracks von *Eraserhead* (mit dem Dance Mix) und *Fight Club*.

Im Auto ihrer Mutter musste sie als Beifahrerin notgedrungen vietnamesische Balladen über sich ergehen lassen, von weinerlichen, tremolierenden Frauenstimmen in dieser Sprache gesungen, die Dot so gut wie gar nicht beherrschte. Manchmal sang ihre Mutter halblaut ein paar Takte mit. »Von dem Gedudel kriegt man Selbstmordgelüste«, hatte Dot einmal gefrotzelt.

Obwohl sie von allen Jahreszeiten den Herbst am meisten liebte und Halloween in Salem – *The Witch City*, so der offizielle Beiname – fast, was den Trubel und die Atmosphäre anging, mit Mardi Gras konkurrieren konnte, störte Dot sich daran, dass es in der Geschichte Salems nie echte Hexen gegeben hatte; nur ein paar bedauernswerte, tragische Opfer verblendeter Fanatiker, völlig grundlos ermordet. Natürlich wäre es ein himmelschreiendes Unrecht geblieben, auch wenn es sich um echte Hexen gehandelt hätte, aber so kam es ihr vor, als basierte die gesamte Identität der Stadt – trotz Wiederaufführung von Millers *Hexenjagd*, des Wachsfigurenkabinetts, in dem man sich über die Historie der Hexenhysterie informieren konnte und des Denkmals zur Erinnerung an die Opfer – auf falschen Tatsachen, auf einer werbewirksamen Lüge. Als hätte die Ignoranz der damaligen Ankläger und Richter bis in die Gegenwart Bestand. Für die Touristen (sie entdeckte darunter auch welche aus asiatischen Ländern), für die Souvenirverkäufer und Kartenleger, für den weiß geschminkten Möchtegern-Nosferatu, war Salem nach wie vor die Stadt der Magie, der Hexen. Manchmal konnte Dot dieses inflationäre »Hexe« nicht mehr hören, so sehr sie sich auch ihrer Heimatstadt verbunden fühlte. Sie hasste das Etikett »Goth«, obwohl sie nach wie vor in ihrer Freizeit mit schwarzer Kleidung und schwarzem Lippenstift dem

Klischee huldigte. Sie hasste das Etikett »Vietnamesin«, obwohl sie ihre Mutter liebte, und die Augen, die sie allmorgendlich im Spiegel begrüßten, die charakteristische Lidfalte aufwiesen.

Viele Frauen in Vietnam, hatte ihre Mutter erzählt, unterzogen sich – auch billigen und damit riskanten – Schönheitsoperationen, um Augen, Nase und Wangenknochen dem europäischen Schönheitsideal angleichen zu lassen. Selbst ihre Mutter hellte das asiatische Tiefschwarz ihrer Haare mit einer bräunlichen Tönung auf. Auch wenn Dot sich selbst als Amerikanerin sah, die Vorstellung, sich mit dem Skalpell ein europäisch konfektioniertes Aussehen verpassen zu lassen, war ihr mehr zuwider als selbst der extremste Gothic-Körperschmuck.

Manchmal wusste Dot einfach nicht, was sie von welcher Kultur annehmen oder ablehnen sollte und musste sich eingestehen, dass das asiatische Yin und Yang ihr Dilemma am besten ausdrückte. Sie war eine Goth, die nicht Goth genannt werden wollte. Eine »Asian-American«, die das »Asian« gern gestrichen hätte. Und die eine Stadt liebte, deren Identität auf einer Illusion gründete und auf mehrfachem Mord.

## 2. STRANDGUT

»Ich fass' es nicht, Dot! Du musst rauskommen und dir das ansehen!« Er griff nach Dots Arm und zog sie zur Tür. Erin war um einiges größer als Dot mit ihren einssechzig (zwei Zentimeter mehr als ihre Mutter, wenigstens das) und amazonenhaft schlank in ihrer taillierten weißen Bluse und dem hautengen schwarzen Rock. Dot wog knapp einhundert Pfund, trug Schuhe mit dicken Plateausohlen, um den Größenunterschied etwas auszugleichen, und fand ihre Beine in der schwarzen Strumpfhose zu kurz und stämmig.

Es war fast Mittag, *The Pier* würde in wenigen Minuten öffnen. Für Dot war es die schönste Zeit des Tages: alles noch friedlich und geordnet, der Moment der Ruhe vor dem Sturm. Sie folgte Erin aus dem Halbdunkel des Restaurants hinaus zu den Tischen, Stühlen und Sonnenschirmen auf der Pier, wo die Gäste im Sommer viel lieber saßen als drinnen.

Jetzt, in dieser ersten Septemberwoche, bauschte ein frischer Wind ihre Bluse auf und zerzauste ihr kurzgeschnittenes Haar. Die letzte Nacht war es bereits herbstlich kühl gewesen, für Dot ein weiterer Pluspunkt, der von ihr ohnehin bevorzugten dritten Jahreszeit. In dieser Nacht sollte es noch weiter abkühlen und, so wie der Himmel aussah – bedeckt und grau –, glaubte sie, dass es regnen würde, ganz wie im Wetterbericht vorhergesagt.

Sie hatte bis in die frühen Morgenstunden gearbeitet, Doppelschicht, weil sie für eine erkrankte Kollegin eingesprungen war und ihr das zusätzliche Geld als Zuschuss für die Miete ihres Apartments gelegen kam. Zu Beginn war der Himmel noch klar gewesen und sie hatte von dieser Pier aus das Spiegelbild des Mondes im Wasser zerfließen gesehen. Vollmond war am 11. September, hatte sie von ihrer Mutter erfahren. Auch Mars hatte in blutroter Pracht am Nachthimmel gelodert, der Erde so nah, wie seit vielen tausend Jahren nicht und erst in hunderten von

Jahren wieder. Es standen bereits einige Leute am Geländer der Pickering Wharf und genossen den Blick aufs Wasser und die, in der Marina liegenden, weißen Jachten. (Im Hintergrund ragten die Masten des Nachbarbaus der historischen *Friendship* auf – Inhaber, ein Ostindienfahrer –, die ihren festen Liegeplatz an der Derby Wharf hatte.) Ein paar Kollegen und Kolleginnen vom Service sowie ein lauter, junger Koch, dessen Einladung zu einem Date Dot wiederholt abgewiesen hatte, lehnten plaudernd am Geländer. Sie und Erin drängten sich dazwischen und folgten den Blicken der anderen zu diesem eingefriedeten, domestizierten Stück Ozean hinab.

»Heiliger Strohsack, wie das stinkt!«, lachte Erin, halb amüsiert, halb angeekelt.

»Wahrscheinlich ein Walkadaver«, meinte Josh, ein schwuler Kellner, den Dot sympathisch fand. »Blubber mit einem Rest Haut ...«

»Nein«, meldete sich der brasilianische Koch zu Wort. »Nein, Mann, das ist ein Riesenkalmar. Wir könnten den an jemanden verticken, für echt viel Kohle.«

»Oder du könntest ihn zu Kalamari verarbeiten«, witzelte Erin.

Dot starrte schweigend auf die graue, aufgedunsene Masse in dem träge hin und her schwappenden Wasser. Ein Teil dümpelte an der Oberfläche, der Rest hatte sich zwischen den Pfosten der Pier und den Festmacherleinen der Boote verfangen. Hätte man sie nach der Farbe gefragt, hätte sie spontan gesagt: *grau*. Etwas später vielleicht, *grau mit einem Stich ins gelbliche. Stellenweise rosa*. Doch die durchscheinende Membran, von der die Masse überzogen war, schillerte wie mit Quecksilber bestrichen.

»Sieht eher aus wie ein Krake, den ein Wal verschluckt und wieder ausgekotzt hat«, meinte Erin.

»Wie groß ist das Ding, glaubt ihr?«, fragte John.

»Zwölf Meter«, antwortete der Koch wie aus der Pistole geschossen.

Erin stieß sich vom Geländer ab, als sie sah, dass Dot sich entfernte, aber nicht in Richtung des Restaurants. »He, wohin gehst du?«

»Mir das aus der Nähe ansehen«, warf Dot über die Schulter. Sie marschierte zum Ende der Pier und zu der Rampe, die zum Bootsanleger hinunterführte. Erin joggte hinter ihr her, ihre Highheels hämmerten ein Stakkato auf die verwitterten Planken.

»Sei nicht blöd, wenn Anoush uns hier draußen sieht, kriegt er wieder seine Zustände!« Anoush war der Chef vom Service, ein liebenswürdiger, aber temperamentvoller Iraner, der seinem Unmut wort- und stimmgewaltig Luft zu machen pflegte.

Dot antwortete nicht. Sie hatte den schmalen Steg zwischen den Booten erreicht und klapperte auf ihren halsbrecherisch hohen Plateauschuhen darauf entlang bis zu einer Stelle, von der aus sie das rätselhafte Objekt aus größtmöglicher Nähe in Augenschein nehmen konnte.

Der Gestank der qualligen Masse war hier unten wahrhaft atemraubend, fischig, aber auch irgendwie moschusartig. Dot und Erin waren nicht die ersten, die sich herbeigewagt hatten, um das, während der Nacht, in diese kleine, bescheidene Nische des Atlantischen Ozeans geschwemmte Etwas von Nahem zu bestaunen. Ein Mann in einer gelben Regenjacke, vermutlich einer der Bootseigner, stocherte mit einem Gaff nach dem formlosen Klumpen.

Erin sprach ihn an: »Wissen Sie, was das ist?!«

Der Mann schaute sich zu ihnen um. »Ich dachte erst an einen Klumpen alten Frittenfetts aus eurem Restaurant«, sagte er und grinste. Dann: »Muss ein verendeter Wal sein, so riesig, wie das ist. Ich habe bei der Polizei nachgefragt, was man deswegen zu tun gedenkt. Ich nehme an, die werden das MBL in Woods Hole anrufen, ob die einen Blick drauf werfen wollen.«

»MBL?«, fragte Dot.

»Ja, das Marine Biological Lab. Wie in *Der Weiße Hai*.«

»Sind Sie sicher, dass es kein Tintenfisch ist?«, wollte Erin wissen.

»Tja, sicher bin ich nicht. Aber im Juni wurde ein riesiger Klumpen ähnlich diesem hier in Chile an Land geschwemmt. Habt ihr das nicht gelesen? Erst sollte es ein Riesenkrake gewesen sein, aber das Ding hatte

ein Gewicht von mehreren Tonnen. Wie sich schließlich herausstellte, war es ein verwester Pottwal. Deshalb würde ich vermuten, hier haben wir es auch mit so etwas zu tun.«

»Vielleicht bringt die Wasserverschmutzung sie um«, bemerkte Erin mitleidig hinter der vor Mund und Nase gehaltenen Hand. Sie hob den Blick zu den Möwen, die am Himmel kreisten und wahrscheinlich ungeduldig darauf warteten, dass die Menschen verschwanden, damit sie selbst den Riesenhappen auf Essbarkeit überprüfen konnten.

»Mir schleierhaft, wie etwas von dieser Größe auf dem Wasser treiben kann.« Der Mann beugte sich vor, um der Masse wieder mit dem Gaff einen Stoß zu versetzen. »Unser Blob hier wiegt doch garantiert ein paar Tonnen!«

Von oben schallte Anoushs aufgebracht klingende Stimme zu ihnen herab. »Scheiße«, flüsterte Erin. »Dot, wir müssen wieder rauf, sofort!«

Dot hörte sie nicht. Der eisengraue Himmel und darunter das Meer wie ein riesiger Teich aus flüssigem Metall, erzeugten ein Bild und eine Stimmung, welche sie an den Ozean erinnerten, an dessen Ufer sie in ihren Träumen lag und an den Woanders-Moment eines Orgasmus'. Nie ein von einem Partner oder einer Partnerin herbeigeführter Orgasmus, sondern immer einer von eigener Hand. Nur eine Ausnahme hatte es gegeben. Den letzten »richtigen« Sex hatte sie mit Josh gehabt, dem Kellner. Sie hatten beim Chinesen gegessen und ein paar Mai-Tais zu viel erwischt. In ihrem Apartment hatte er ihr gestanden, dass er davon träume, Sex mit einem asiatischen Teen zu haben. Sie hatte ihn damit aufgezo-gen und gemeint, in Anbetracht ihrer winzigen Brüste und schmalen Hüften wäre der Unterschied doch gar nicht so groß. Die daraus entstehende Kabbeleien endete im Bett, wo sie beide über ihre Versuche kicherten, ein Kondom über seinen halbsteifen Penis zu rollen. Er war von hinten in sie eingedrungen und hatte sie damit geneckt, ihre Vagina wäre so eng, dass sie sich anfühle wie ein Anus, und sie erlebte ihn als einen sehr guten Liebhaber, für einen Mann, der Männer mochte. Während ihres Höhepunktes fühlte sie sich für einen kurzen Moment an das Ufer jenes anderweltlichen Meeres versetzt; zum ersten Mal durch die Interaktion

mit einem anderen Körper, statt wie sonst, mit sich allein. Sie hatten diesen »Mai-Tai-Ausrutscher« nie wiederholt und später kaum erwähnt, außer im Spaß, und um mit einem Lachen darüber hinwegzugehen. Sie hatte ihm auch nie von ihrem seltsamen Gefühl der völligen Entrücktheit erzählt; in eine andere Existenz, eine andere Realität.

»Dot!«, zischte Erin drängend.

Die gelatineartige Masse war so grau wie ein herabgefallenes Fragment des Himmels. Grau wie ein geronnenes Stück des grauen Ozeans.

»He!«, rief Anoush über das Geländer zu ihnen hinunter.

Dot löste den Blick unwillig von dem leicht auf- und abwogenden Treibgut und schaute traumverloren nach oben zu ihrem weit über das Geländer gebeugten Chef. Seine Miene war die eines strengen Vaters, der es kaum erwarten kann, seinen Kindern die Leviten zu lesen, weil sie wieder einmal verschlafen haben und zu spät zur Schule kommen würden.